

Manierenlose Kinder

Nr. 50 – «Wasserspezifische Kernelemente»;
Lucien Scherrer über das Bildungswesen

Integrative oder segregative Förderung? Jahrgangsklassen oder altersdurchmischtetes Lernen? Frontalunterricht oder selbstgesteuertes Lernen? Diese und viele weitere Entweder-oder-Fragen prägen die meisten bildungspolitischen Debatten. Je nach Standpunkt wird das eine als gut und das andere als schlecht beurteilt. Solche Schwarzweissdebatten führen aber völlig an der Realität vorbei, weil sie nicht mit den Menschen rechnen, die sich in den Schulen begegnen: Lehrer, Kinder und deren Eltern. Eine grundlegende Voraussetzung für eine gute Schule ist, dass die Lehrpersonen mit voller Überzeugung hinter dem Konzept ihrer Schule stehen und sich nicht als Vollzugsbeamte der Bildungsbürokratie oder einer politischen Mehrheit empfinden. Es gibt viele ausgezeichnete Schulen mit ganz verschiedenen Modellen und andererseits zum gleichen Schulmodell Schulen mit sehr unterschiedlicher Qualität.

Die Bildungspolitik täte gut daran, Freiräume zu schaffen, die es den Schulen ermöglichen, ein eigenständiges Profil zu erarbeiten, und nicht von oben herab ein Schulmodell zu verordnen. Da die Bildungsbedürfnisse der Kinder sehr verschieden sind, sollten die Erziehungsverantwortlichen unter verschiedenen Schulprofilen dasjenige wählen können, mit dem sich ihr Kind am besten entfalten kann. *Erwin Ogg, Rapperswil-Jona*

Genial altbacken

Von Lucien Scherrer — Moderne Unterrichtsmethoden sind besser. Aber nur in der Theorie.

Wenn ein Lehrer vor der Klasse steht und allen Schülern gleichzeitig erklärt, wie der Satz des Pythagoras funktioniert, so nennt man das heute abschätzig: Frontalunterricht. Der Klassenunterricht, wie er eigentlich heisst, steht bei «progressiven» Bildungstheoretikern etwa so hoch im Kurs wie das Feldschiessen oder das Konkurrenzdenken. Die Schüler, so ihre Kritik, würden nach dem Giesskannenprinzip mit Wissen gefüttert und so zu unselbständigen Konsumenten erzogen. Zeitgemässer Unterricht hat gemäss «moderner» Lehre nach dem Lustprinzip zu funktionieren: Der Lehrer ist eine Art «Coach» im Hintergrund, die Kinder bestimmen selber, was sie gerade lernen wollen. In der Praxis sieht das etwa so aus: Fritzli übt Pantomime, Heidi löst Rechenaufgaben, Abdul hat gerade keine Lust auf Lernen und erholt sich auf dem Klassensofa. «Schülerzentrierter Unterricht» oder «selbstgesteuertes Lernen» nennt man das, und selbstverständlich ist für dessen Anhänger klar, dass dieses Prinzip dem altbackenen Frontalunterricht haushoch überlegen ist.

Von positiven Effekten keine Rede

Wissenschaftlich belegen liess sich das bisher allerdings nicht, im Gegenteil. «Frontalunterricht macht klug», titelte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* kürzlich. Die Zeitung stützt sich auf die Arbeit «Is Traditional Teaching Really all that bad?», die der Münchner Wissenschaftler Guido Schwerdt 2011 veröffentlichte. Da es für Deutschland kaum Datenmaterial gibt, wertete Schwerdt grossangelegte Schülerbefragungen und -tests aus den USA aus. Dabei zeigte sich, dass Schüler, die nach traditionellen Methoden unterrichtet wurden, in Wissenstests signifikant besser abschnitten als jene, die sich selbstgesteuert bildeten.

Von einem positiven Effekt der neuen Methoden, so Schwerdts Fazit, könne keine Rede sein. Natürlich lassen sich die Verhältnisse in den USA nicht 1:1 auf Deutschland oder die Schweiz übertragen. Doch wer sich hierzu bei Lehrern, Schülern und Eltern umhört, die mit selbstgesteuerten Experimenten konfrontiert sind, ist über das Ergebnis der Studie kaum überrascht. In der Praxis sind schwache und mittelmässige Schüler mit der grossen Freiheit überfordert, die Motivation sinkt. Die Befürworter konstruktivistischer Theorien haben sich bisher darauf beschränkt, ihre Überlegenheit philosophisch zu begründen. Dabei wäre es eigentlich an ihnen, wissenschaftliche Beweise zu liefern.

Weltwoche Nr. 1
1. Januar 2013